

Verbundkatalog Kalliope

Waldemar Bonsels

Andreas-Salomé, Lou

1920

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden. Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt. Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Adresse: Adlzreiterstraße 7, 80337 München
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia Literary Archives:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Address: Adlzreiterstraße 7, 80337 Munich, Germany
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

schen Altertumskunde, deren Darstellung Otto Schrader in Jena übernahm. Im Jahre 1901 konnte dieses Monumentalwerk erscheinen. Die Übersetzungen der Werke des nordischen Forschers Sophus Müller: „Urgeschichte Europas“ und „Nordische Altertumskunde“ reichten sich dem Plan ein, und in seinen letzten Lebenstagen hatte Trübner die Freude, auch den Plan der germanischen Altertumskunde zur Reife kommen zu sehen. Johannes Hoops in Heidelberg übernahm die Herausgabe; in den Jahren 1910–18 wurden die vier Bände des Werkes vollendet, das ein bleibendes Denkmal des geistigen und kulturellen Lebens der deutschen Vorzeit ist. Die altgermanische Dichtung und die germanische Heldensage in ihren mannigfachen Verzweigungen haben z. B. darin in Andreas Heusler einen geradezu klassischen Darsteller gefunden.

Sehr lang würde die Liste der Werke sein, die sich im Laufe der Jahrzehnte zusammenfanden, um die drei gekennzeichneten Grundpläne des Gründers des Verlages auszufüllen, und noch größer eine auch nur oberflächliche Aufzählung der Publikationen, die mehr oder weniger außerhalb dieser Kreise standen, aber immer daraufhin geprüft wurden, ob sie dem inneren Streben des Verlegers, kein bloßer Bücherfabrikant zu sein und in erster Linie der Sprachwissenschaft, der Literatur- und Kulturgeschichte, der Erforschung und Pflege der deutschen Sprache zu dienen, gerecht wurden. Als Herausgeber des „Jahrbuches der gelehrten Welt, Minerva“, das er mit R. Kufula im Jahre 1891 gegründet und zu einem in der ganzen Welt bewunderten und benutzten Werke ausgebaut hatte, wußte Karl Trübner, daß die deutsche Wissenschaft in andern Ländern den guten Klang hatte, weil sie sich nicht wahllos, sondern planmäßig aufbaute. Im Jahre 1907 raffte den tätigen Mann eine tödliche Krankheit plötzlich dahin, sein im Jahre 1906 in die Firma eingetretener Teilhaber und fortan alleiniger Inhaber, Dr. W. de Gruyter, gelobte der Tradition des Gründers zu folgen. Die „Grundrisse“ wurden in neuen Auflagen ausgebaut, namentlich das genannte Reallexikon der germanischen Altertumskunde begonnen und vollendet.

Als Verleger im deutschen Elsaß hatte Karl Trübner auch einen besonderen elsässischen Verlag gepflegt, der hauptsächlich der kulturellen Geschichte des Landes gewidmet war. Geringerer wissenschaftlicher Forschung war auch hier sein Interesse zugewandt, nicht propagandistischer Tätigkeit. Die lag ihm nicht. In den letzten Jahren seines Lebens hatte sich der politische Horizont im Elsaß erhellt, schien das Land einer ruhigeren Zukunft entgegenzugehen. Das Gegenteil war der Fall, das Schlagwort der nächsten Jahre wurde „die Doppellkultur“. Die Publikationen der im Jahre 1912 gegründeten „Gesellschaft für elsässische Literatur“, die bei Karl Trübner erschienen, sollten die Haltlosigkeit dieses vergiftenden Schlagwortes beweisen und haben erfolgreich gewirkt. Das erfolgreichste Literaturwerk des Elsaßes, das „Narrenschiff von Sebastian Brant“ z. B. wurde in einem

Faksimiledruck mit den Holzschnitten weiten Kreisen zugänglich gemacht.

Die Ereignisse überstürzten sich aber und hemmten die Entwicklung. Der Krieg kam. Politisch ungeschult kämpfte das Deutschtum im Lande einen schweren Kampf. Das Ende ist bekannt. Die deutsche Universität im deutschen Elsaß schloß ihre Pforten und mit ihr der Verlag Karl Trübner, der zur Pflege deutscher Wissenschaft im Jahre des Entstehens der Universität gegründet war. Schwer war der Abschied von dem alten Geschäftshause am Münsterplatz, schmerzhaft der letzte Blick auf die gegenüberliegende Fassade des Münsterportals. Die Geschichte des Verlages im Elsaß war zu Ende. Nicht zu Ende aber der Gehalt der Ideen und Pläne im Sinne des Gründers, die nun in der Abteilung Karl Trübner der Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co. für Sprach-, Literatur- und Kulturgeschichte weiter gepflegt werden.

Waldemar Bonsels X

Von Lou Andreas-Salomé (Göttingen)

Wunderschön ist es, wenn etwas als dermaßen schön und ungewöhnlich ergreift, daß es schwer hält, recht davon auszusagen. Wie nun aber, wenn dazu, in diese liebe Schwierigkeit mitten hinein, man nicht umhin kann, eine Respektwidrigkeit zu sehen, fast so groß wie sie selber? Als ich erstmalig die Bücher Bonsels' kennen lernte, dachte ich: Dieser Dichter ist von hinten nach vorn zu lesen, — rückwärts; vom Vollendetsten muß man ausgehen, sonst verliert der Blick seine Spur, seine Fährte, ehe man von Angesicht zu Angesicht ihn hat. Denn es ist, als gäbe es zwei Bonsels: einen, der da ist, und einen andern, der sozusagen mit dem Werk wechselseitig um sein Vorhandensein kämpft. Dann belehrte ich mich darüber, daß dies von keiner zeitlichen Aufeinanderfolge abhing; daß, beispielsweise, die nicht genug zu preisende „Indienfahrt“ mit den Ausflügen der Biene Maja im selben Jahr (1912) erzählt (nicht erschienen) ist, oder daß im selben Jahr (1916), da Bonsels uns wahrhaft auf „Menschenwegen“ vorausschritt, ihm auf Kriegswegen („Die Heimat des Todes“) nicht einen Schritt weit so Führendes gelang; oder endlich, daß die beiden Dichtungen (die epische, „Don Juan“, und die dramatische, „Norby“) sich jedesmal etwa über sieben Arbeitsjahre erstrecken. Zu den, ob auch in Art und Wert unterschiedenen Büchern, die ich anfangs als frühzeitige angesehen haben würde, gehören mir aber auch noch die Romane und Erzählungen: „Blut“, „Der tiefste Traum“, „Schloß Wartalun“, „Das Anjelind“, „Himmelsvoll“¹⁾, — ja, was bleibt dann überhaupt noch übrig? In der Tat nur die „Indienfahrt“ und die „Menschenwege, aus den Notizen eines Baga-

¹⁾ Sämtlich bei Schuster & Loeffler, Berlin.

X Literarisches Echo, Jg. 23, 1920/21.

Reisen

emmen
geschult
schweren
e Uni-
en und
Pflege
ns der
Abschied
erplatz,
liegende
es Ver-
e aber
ne des
Frühner
Walter
Kultur-

gen)

s der-
greift,
auszu-
in diese
umhin
o groß
Bonsels'
hinten
detsten
Spur,
geflücht
einen,
it dem
ämpft.
keiner
spiels-
t" mit
(1912)
Jahr
nschen-
(„Die
o Früh-
tungen
atistische,
esjahre
unter-
zeitige
h noch
tiefste
kind“,
haupt
" und
Baga-

bunden“²⁾. Auf nahezu ein Duzend Bücher zwei! Nur zwei, — ich sagte schon, die Sache klingt respektwidrig, aber: wenn es auch nur ein Werk geworden wäre und sein Verfasser über dem zweiten hingerstorben, — es bliebe eben eins von dem Gewicht wie nur Elefanten Junge werfen: wovon immer eins auf ein Duzend bei andern geht. Mit zwei Büchern ist Freude in der Welt miterkaffen worden, die seltene, große, womit man dem begegnet, was mehr ist als alle Literatur, und wovon man fühlt: den Menschen eine Botschaft —. Wer solche Freude, froh und sicher das Herz überstürzende, erfährt, der glaubt nicht, er könne sich täuschen. Und darf um ihretwillen sogar respektlos sein. Halte ich mich nun im folgenden aber an die zwei Werke ganz vorwiegend, so heißt das dennoch nicht: die andern neun seien erledigt durch Erwähnungen zwischendurch; sogar wäre es ungemein verlockend, sich ihnen zu widmen in einer Studie, die den Umfang der vorliegenden durchaus überstiege, — nur gehörte sie nicht hier hinein; sie müßte ganz unliterarisch viel Raum haben für ein aufregendes Spiel um Verstöße, für ein Haschen mit verbundenen Augen, für ein Rätselraten um den Preis des Kopfes, für die Suche nach all dem Heimlichen zwischen Mensch und Werk, das drin umgeht, furchtsam-begierig Dichtung wie Leben zu werden, und doch nur wider Willen sich verrätend.

Im mittleren Stück der „Menschenwege“ („Das erste Abendmahl“) will der Landstreicher seine mit Schusterdraht gehefteten Romanlieferungen gegen ein Buch aus des Pfarrers Bibliothek eintauschen und erklärt auf dessen Entsetzen über seine Wanderlektüre: er zähle „nicht zu denen, die nur sogenannte gute Bücher zu lesen vermögen“, ihn fessele „immer noch eher ein Buch, das irgendwelche Ereignisse aus dem Leben berichtet“ als eines, das nur „eine gewisse literarische Fähigkeit seines Autors“ aufweise. Wie das aber für derartige Romanlieferungen nicht stimmt, daß sie wirklich Leben berichten, so enthalten auch die neun bonsels'schen Bücher, gegenüber den zweien, vorwiegend Konstruktionen der Phantasie, von ihnen getrennt wie Fabel von Tagebuch: während in diesen zweien, deren Technik Tagebuch, deren Ausgangspunkt ein eingestanden subjektiver ist, Leben und nichts als Leben Seite um Seite füllt und die Worte mächtig macht. Nur darf man es nicht etwa verwechseln mit mit dem Tagebüchchen, wie es aller Jugend aller Zeiten eignet, für die der weiße Rat Goethes ewig am Platze ist, daß es dem Tüchtigen gezieme, sich nach außen zu wenden. Nein: der den jung-jungen Bonsels schildert, wie er, rüstig bald und bald zögernd, ausschreitet, in sich selbst und in die Welt, — das ist ein Gereifter, von ihm schon wie „getrennt durch ein unendliches Meer“ („Indienfahrt“). Man möchte es in ein Bild fassen: in eine Umkehrung der Szene in „Nächtliche Begegnung“ („Menschenwege“), worin der Landstreicher, als er einen Toten am Ast hängend findet, sich dessen Schicksale aus Eigenem heraus er-

zählt; so ist es der bereits Vollendete, der dem Jugendlichen zu seinen Füßen vom Lebendigsten mitteilt; wie auch der Abschnitt eingeleitet ist durch kurze Betrachtung gereifter Jahre, die jedes „Unterwegs“ erst rastend zu durchleben wissen. Dementsprechend erscheint die Fülle der Wander-Ereignisse in den sieben Buchkapiteln auch nur gering, gewählt-farg: weil sie so weisehaft ist; gar nicht ist es, als werde im Vorüberwandern Handvoll um Handvoll von blühenden Büschen gerissen, — eher noch, als wären sorgsam Stedlinge gesetzt worden, die nun heranwachsen bis zu Frucht oder Schatten. Zweifellos liegt dies Übertragene an Reise hie und da als ein zu Gewichtiges über der Rede, den Dialog manchmal beschwerend, ihn aus dem Wahrscheinlichen hebend, aber so fern von hinzugebrachtem Geistvolltum, mit so reinem Gehalt, daß man um nichts die Stellen mißsen möchte, wo sozusagen der aufrauschende Baumwipfel zu spüren ist, der sich wieder klein zu machen suchen muß im Stedling der Fröhenheit.

Das Thema der „Menschenwege“ ist prächtig gegenwartsecht: „Die Besten unserer Zeit sind Vagabunden“ („Teja“ in Menschenwege) ist umschrieben darin gleich einem Leitworte. Im freiwilligen Abtun des Standes ist es jedesmal, wie wenn ein Unsichtbarer neben dem Landstreicher mit einträte zwischen die Menschen, mit ungeahnten Augen und Ohren sehend und hörend, nach Verborgenem fassend, was man ihm gar nicht geboten hat; an den mancherlei Wirkungen, die er dadurch hervorbringt, offenbart sich ihm tief-erregend sein eigenes Wesen und stellt ihn vor uns hin in der Objektivität beinahe unwillkürlicher Dichtung. Sehr deutlich klären sich daran die zweierlei möglichen Typen des geborenen, nicht zufälligen Landstreichers: der Triebschweifende, der nur Außenzwängen entläuft, restlos beglückt am Ziel des befreiten Sichgehenlassens, und der andere, welchen man den heroischen Flüchtling nennen könnte, der unter den „Hemmungen der Undächtigeren“ leidet. Auch er bekennt zwar, daß es ihn trieb, „wie alles, dem ich mich hingabe, mit zügelloser Leidenschaft und einer ungerechten Ausschließlichkeit“, — doch die Betonung liegt da auf „ungerecht“, auf dem Zwiespalt in sich selbst, auf dem Drang: „die Hemmungen des Lebens zu Aufgaben der Überwindung“ zu machen; seine Ziellosigkeit, sein Ziel-Abscheu wissen als um einen tragischen und erhabenen Menschenumstand, daß es „im Unvergänglichen kein Ziel“ gibt (alles „Teja“ in „Menschenwege“). Sofern dieser Wanderer ein unterdrücktes Heimweh als Reijshabe bei sich führt, — ja in allem Preisgeben zugleich und zutiefst ein Erz-moralist blieb, eine Art stummer Straßenprediger, — gewinnt er erst sein Recht, anzurennen gegen das Behagen der in jedem Sinne Seßhaften und ihre „gepflegten Sadgassen“; ist doch trotz alledem sein Stab und Stalt ein Wandersteden, den er aus Heimatlichstem mitgenommen hat, wenn er ihm auch grün ausschlug in den weiten Wäldern und, sich selber unähnlich geworden wie ein Frühlingsreis einem Winterast, die sich seiner bedienende Hand mit heimlichen

²⁾ Bel Müllen & Loening, Frankfurt a. M.

Blüten bekränzt. Solchen Flüchtling treiben nicht immer nur harte oder arge Zumutungen hinweg; vielleicht ebensosehr die „laue Luft“ eines Kindheitsglücks, das nicht zum Widerstand festigt, wie es jenen Toten in „Nächtliche Begegnung“ um sein Bestes brachte. Alles hinter sich lassen, sich fremd und einsam machen, erleichtert den inneren Zwiespalt, umstellt ihn ablenkend mit Außenprojektionen; andererseits kennzeichnet diesen geßtlich Deklarierten eine Empfindlichkeit der Forderung, man möge seinen „wahren Stand“, den höheren der Seele, herauserkennen, wie sie einen bloß scherzeshalber Maskierten nicht bedrängen würde; der wahrhaftige Ernst der Seelenlage steigert jeder Episode Sinn in wunderbar poetische Spannung; sucht er in jeder doch Ausgleich dafür, daß der eine Wesensteil gering geachtet dem andern nachzittert; „daß der Ruf aus der Tiefe: Ich liebe dich! heißt: Ich hasse dich!; daß der aus tausend Martern geborene Schrei: Ich töte dich! widerklingt, als hieße er: Ich segne dein starkes Leben,“ (— wie es als das weitaus Schredlichere verglichen wird mit Tejas äußerlichern Schicksalen, die durch Zugeständnisse der Seele abgewehrten). Dies alles wird jedoch nicht geschildert an einem eigenen, sondern am Mutter Schmerz um ein Kind: und jählings sieht man, ohne daß sie erwähnt würde, seiner Mutter Angesicht erstehen, — unauslöschliche Leidenszüge als lehtmögliche Bildwerdung dessen, was der Sohn von sich selber zu wissen nicht erträgt, dessen aber auch, was durch die Gewalt solchen Miterlebens in ihm, zur lehten, fernwinfenden Erlösung werden könnte, als „hielte sie ihre Träne wie einen hellen Stein in die Finsternis seiner Zweifel“ („Penina“, Menschenwege). So schwere Wehmut liegt über dem Zug ins Weite; die Musik, die diesen Auszug begleitet, erinnert an die düsteren Lochtöne der beiden Dudelsackbläser für das Kind von einst: „Sie bliesen diese schreiende Musik auf grauen Säden und überwältigten mein Herz zum ersten und größten Ereignis meiner Kindheit. Ich weiß deutlich, daß ich wie in einem Taumel des Blutes Halt suchte, um nicht zur Erde zu sinken. Heute begreife ich, daß seit jener Stunde die Ahnung einer schmerzlichen Ruhelosigkeit in meiner Seele wach geworden ist, und daß der erste Blick meines Geschicks mich segnete. Immer noch gehen die Wünsche meiner Seele dieser tierhaften Lage voll ungestümer Lebensbegier wie im Banne einer Erlöserhoffnung nach. Sie tauschen mir das Nahe und Vertraute gegen das Fremde und Angewisse ein, das Haus gegen die Straße und die Heimat gegen die Welt“ („Indienfahrt“). Wollte man — hier abseits jeglicher Bewertung von Antrieb sowie Ergebnis — einen Vergleich, so böte er sich fast unwillkürlich mit Dauthendens Fernsehnsüchten, die das Geliebte anregend vermessen muhten, um den richtigen Griffel dafür zu finden, der es preisend in allem nachzeichnet —; die bonselschen Griffel sind, wie im Kindertraum („Indienfahrt“), schon ganz von selbst mit Rot und Gold umwunden, wie mit Blut und Glorie, und es sind ihrer charakteristischerweise — zwei.

Denn auch das Unterwegs verlodt auf zweierlei Weise zur Einfuhr: entweder den Bagabunden oder aber den, der um Heimat weiß. In „Die Sommernacht“ und in „Teja“ tritt der Landstreicher — einmal von des Anblicks Poesie verführt, das andere Mal vom Weibe, — ein Schloß, dessen Besitzer als Graf oder allermindestens als Freiherr in vielerlei Schlössern dieser Bücher wiederkehrt; er ist schon alternd, ergraut, aber machtvoll nicht nur durch sein Haben, auch durch sein Können, verbündet dem „Erdegeist“, dem „Erdenmöglichern“, und damit sich auch verbindend das irdisch verlangende Frauenherz. Als Vater, Pflegevater, väterlicher Geliebter, sei's des Anjelindes, sei's Afras („Schloß Wartalun“), Naemis („Norby“ und „Der tiefste Traum“), Tejas usw., steht er gegen den jüngeren Bewerber, also etwa: den fremden „Freund“, der den Wanderer in „Die Sommernacht“ einlieh, oder Fridolin („Das Anjelind“) oder Paule („Schloß Wartalun“) oder Pfarrer Arne („Norby“ und „Der tiefste Traum“). Von diesem mächtigen, im Nebenbuhler Haß wie Bewunderung wedenden Alten, weisen Bonsels' Männertypen nach der einen Richtung hinüber zum geschlossenen, bewussten Bösen bis zum Satan der Don-Juan-Dichtung, über den Zuhälter Kubasch („Penina“, Menschenwege) oder den Verführer Reginas („Nächtliche Begegnung“, Menschenwege) — bis das Böse, an der Vollendung seiner Selbsterlaubnis wieder hinleidend, beglückend unschuldig wird: was die Indienfahrt grandios an der Tierwelt erläutert, um es endlich, denkmalhaft, zu krönen mit der „ruhenden Sphinxfigur des Tigers“ über dem Felsvorsprung der Urwildnis „wie auf einem Marmorsodol als Thron“. An des Tieres Herrlichkeit verdeutlicht sich die andere Richtung des Übergangs: anstatt ins Böse hinab, ins Jugendliche zurück (— man vergleiche schon den jungen Holger in „Norby“ und „Der tiefste Traum“) oder Anne-Dores Geliebten Mark Enz in „Blut“ —), das gleichsam seiner eigenen Bewirkungen Schmerzensteil sorglos der Welt überläßt, allein deren Glüd und Jubel auf sich sammelnd. Innerhalb des Bagabundenbuchs äußert sich das nur stimmungsweise als mögliche Lebensbetrachtung, als Sonnen-glanz, der die verregnete, verstaubte Landstraße verwandelt; vollständig Gestalt, — gewissermaßen zur Mythe Bonsels' — geworden ist es in der Don-Juan-Dichtung, worin, auf Satans Vorschlag, „Gott sein Herz wagt“, an einen Menschen, der, alles vermögend, allgeliebt, Gottes unbedürftig, das Leben ohne Verweilen durchheilen darf. Indem, vor der erlösenden Liebe Marias, seine Seele anhänglich weilend erwachte, fällt, in Nacht und Tod, nur sein Leibliches Satan zu: er tat das Verbotenste, das allein rettete. In der Dichtung ist es das vom Satan Verbotene, damit der Lebenswanderer sich nicht heimfinde; im Leben des Bagabunden jedoch von seinem eigensten Gott verboten, damit er, heimfarn, sich selber finde: beide Gleichnisse, sich sehr tief kreuzend, rühren aneinander darin, daß einerseits der altmächtige Gott und die ewigjunge Satanität ihrer bonselschen Herkunft nach,

wie wir sahen, blutsverwandt bleiben, daß andererseits aber auch das Durchwandern der Lebensfremde nirgends hinausreicht über die Allgegenwart des mütterlich Eingeborenen, des Gefuchten und Geflohenen zugleich.

Mit Maria sind wir bei jenen Frauen, die bei Bonsels um den Erinnerungsschatten der Mutter-inbrunst einen Kranz des Zartesten, Nüchrendsten bilden; vielleicht am meisten ergreifend in der kleinen „Penina“, neben der auch die selbstlose Freundin des verkommenen Scholander (Menschenwege) nur wie eine Schwester höheren Alters wirkt. Immerhin entscheidet noch irgendein Wert des Geliebten den Wert dieser Liebenden, sonst gleiten sie in Bonsels Augen selbst in das Verächtliche, worin wir seinen stärksten Mannesanstreben ahnen, sich wertvoll zu erhalten — nicht aber gleiten sie dadurch vor sich selber in den männlichen Seelenzwiespalt: und dies ist tief gesehen. Das gleicht sie noch ihrem schärfsten Gegentypus an, dem Freien, Stolzen, ihrerseits Versucherischen, deren Gemüt minder die Sinne befehligt, wie die aufrichtige Teja bekundet: „Ich vermag der Stimme meines Blutes zu lauschen, wie ein Wanderer der Quelle im Wald, aber nicht wie ein Baum seinem Nauschen.“ Solche Frauen, „deren Unschuld eine neue Ahnung aus den Bereichen der Erkenntnis sich zugesellt“, verleiten „durch Verstand und Anmut“ zu „einer leidenschaftlichen Überschätzung“, wenn der Wanderer diese auch innerhalb des fragwürdigen Komplimentes zu halten scheint, daß: nach dem Bösen hin das Weib nicht bis in das Sataniſche reiche, und daß, nach dem Guten hin, sie aus dem Bezirk gewohnter Harmonie hinausgeworfen sei, sobald der Ausblick zum Mann als dem Größeren, sie ihrer Perversion des Geschlagenseinwollens überantworte (Mfra). So daß hier, am scheinbar entgegengesetzten Ende, auch diese Weibesart sich mit den klaglos, selbstlos ergebenen unter den Frauen, doch wieder schicksalhaft in eins umschlossen sieht. Indessen auch der Mann, der Wanderer-Mensch, entscheidet sich nicht nur für die Selbstapothekose im Don-Juan-Glanz, — worin sozusagen das göttlich Gereifte mit ewigem Jugendgestüm sich mythisch zu binden sucht, — sondern wir begreifen ihm auch von der andern Seite, des Mißerfolges und der Verkommenheit, als dem nach nichts mehr Suchenden und in nichts mehr Gesicherten, dem von der Landstraße Verschlungenen, und von den Frauen, die donjuanis in seinem Leben „wechselten wie an einem Posschalter“. Er tritt vor uns im meisterlichen Bildnis des Scholander (Menschenwege) und sagt: „Ich habe Gestalten gesehen, Freund, von deren Glanz und Höhe ihr euch keine Vorstellung machen werdet, aber es war mir nicht gegeben, zu bewirken, daß auch andere sie sahen. — ich war dazu berufen, so bin ich nun ein armer Umhergetriebener — ich verdiene, was mir geschieht, halte mich nicht für hochmütig.“ Indem er so das Ziel der Berufenen verfehlte, — dem Bonsels' Landstreicher als seiner Erwählung schon zupilgert, auch wo er es noch nicht ahnte, — scheint Scholander ein Recht zu gewinnen,

sogar zum Preis seines Sichvertrinkens, seines Sinkens: „Wenn der Körper sinkt, steigt die Seele empor — — die Seele — hat eine nahe Beziehung zum Verfall des Leibes; — — im Wohlbestinden des Leibes vergiftet sie ihre Flügel — — weil ich mich zuweilen fallen lassen muß, tröste ich mich mit diesem Glauben.“ Man begreift das noch tiefer, wenn man ihm, an dessen Wiege „gutherzige Engel ohne Gott“ gestanden haben, den andern Wagnabunden, Holler, gegenüberstellt, der das Buch mit dem ersten Abschnitt einleitet, wie Scholander es mit dem letzten schließt. Holler (er hat bei Bonsels ein paar andeutende Vorbilder an Pastoren) vertritt von vornherein ein Spießertum der Gasse und Gasse, mit ihren Spezialregeln, Ordnungen, den Landstreichernovizen belehrend; alsdann wächst Holler sich jedoch aus zur Behäbigkeit eines Besitzers von Häuschen, Weibchen, Kindchen, Gärtchen, nebst einem ganzen Bienenstock: die angeefelte, fast wütend gespannte Aufmerksamkeit, womit sein ehemaliger Kumpan das betrachtet, jedem seiner „genussüchtigen Schrittlchen“ folgend, verrät Spuren erinnernden Interesses, ältester Überwindung; es verrät, daß er in Gefahr war, nicht nur zu scholandern, sondern auch zu hollern; eine Gefahr, vielleicht gering neben der anderen, wie eine Hütte, die neben einem Schlosse stand: doch auch sie stand auf Heimatboden.

Und ist es nun damit zu Ende mit den wesentlichsten der Landstreichergestalten? Gibt es nicht noch einen unter den freiwillig Dellassierten, winzig zwar nur, gegen dessen Winzigkeit sie aber alle nicht aufkommen, weil er darin mehr noch zusammenträgt als selbst der wunschtraumhaft alles enthaltende Don Juan, — nämlich auch noch schmerzreiche Seelenfülle neben der Glücksfülle, und auch noch Weibeszartheit neben Siegestraut, als vereine er, geschlechtslos, auch noch die Geschlechter? In der Tat gibt's so etwas: im Lilien-Elf aus „Himmelsvoll“, bekannt bereits der „Wiene Maja“ in ihren gewissermaßen abenteuernd verbürgerlichten Geschichten. Dichterisch bewertet ist der kleine Elf, ungeachtet aller Goldhaarigkeit, Romantik und Ethik, leider genau so winzig wie — er ist (wohingegen eine gar stattliche Größe sich in ihn hineinschauen ließe unterm Mikroskop jener „andern“, andersgerichteten, eingangs erwähnten Arbeit über neun der bonselschen Bücher). Was außer ihm dann noch Wiene Maja oder das Himmelsvolf erzählen, scheint mir vollends dichterisch belanglos: weder berauscht von eigener Naturphantastik, noch auch von derjenigen, die doch fast unausweichlich dem nüchternsten Beobachter von Tieren und Pflanzen durch die Realität selber sich aufdrängt, — und die niemand, ach, niemand in reinerer Ergriffenheit erfuhrt als der Indiensfahrer. Die Majabiene verbessert nichts daran durch die Moralität, zu der sie sich durchsummt, und im Himmelsvolf nützt es nichts mehr, wenn zum Schluß, in allzu freigebigem Wertzuschlag, eine Linde — ausgerechnet ein Lindenbaum! — die vier Evangelien heruntererzählt. Wie gibt man das alles doch hin für ein einziges Getier, so ein beschei-

denes weißes Huhn, das auf den „Menschenwegen“ („Das erste Abendmahl“) „seinen gesicherten Ort verließ“ und sich auf des Landstreichers Pfad begab, „um die Flucht ergreifen zu können. Hühner finden bisweilen hieran Gefallen. — Über das Seelenleben der Hühner ist bisher das Wichtigste noch unentdeckt und ungesagt geblieben“. Das Tier, dem sich „nicht hilfreich beispringen“ ließ, weil Hühner „jede menschliche Einmischung in ihre Angelegenheiten ablehnen“, ist zudem nicht schildernde Zutat im herrlichen Humor dieses ersten Lebensabschnitts, es begründet zugleich den Diebesverdacht gegenüber dem Landstreicher; flügel Schlagend, in seiner simulierten Empörung steht es geradezu wie zwischen Natur und „Natur“ bei Bonsels. An einem Punkt freilich zeigt er sich in allen Büchern unterschiedslos als Meister: sobald es sich im Kampf zweier Tiere miteinander um Tod und Leben handelt, — mag's um Fuchs, Igel, Schlange, Marter, Panther, Schneumon oder wen immer gehen, stets reicht es heran an die grauenhafte Glorie des Rattenfahnen-Schlangemordens zu Beginn der „Indienfahrt“. Nicht genug wär's zu sagen, wie gut dergleichen gelingt, — böse gelang es, wie nur einem, der tausendfach Tod antat und Tod erduldet, dessen Wollust Wurzeln hat im Grauen, dessen Blick daher noch dem Sieger über ein geliebtes Geschöpf (den togebißenen Affenpinticher) nicht ohne neidvolle Bewunderung folgt, dessen Empfindsamkeit an ihrem tödlichen Maß zur Objektivität wird, zur „Achtung vor den selbsttätigen Bewegungen der Natur“ („Indienfahrt“). Raum glaublich erscheint es, daß nicht dabei die Kriegeberichte („Die Heimat des Todes“) entstehen konnten, — wenn auch fast durchwegs als zuhörend empfangene Berichte (und „Bonsels'sch“) beinahe nur im einzig idyllischen selbsterfahrenen vom „Sturm im alten Herzen“. All der Glaube an hergebrachte Psychologie, an zeitgeprägte Schlagwörter, an „Vereinfachung komplizierter Seelen“ ins Kindliche und Heldische, all das Übernehmen und Überkommen von Idealen, zu denen keine eigene Wildniswanderung ihn langsam leiteten — konnte doch nur verdrängerisch, ablenkend, der Seele „ihre innere Ruhe in äußeren Stürmen“ ermöglichen.

Wahrhaft wartet ihrer die Ruhe im Indien der unkämpferischsten Menschen, die „friedliebend sind und ergeben, nicht töten und seit Jahrtausenden gewohnt sind, beherrscht zu werden“, so daß zwischen ihnen und der Natur ringsum ein Ausgleich stattfindet, woran der Zwiespalt im Wanderer selbst sich langsam schließt. Seine Gespräche mit dem unvergeßlichen Diener Panja sind von nicht anderer Natürlichkeit wie die mit dem Affen Huc, in gewissem Sinne diese wie jene gedichtet, erdichtet voller Wahrheit. Der kleine Hindu-Nabe, der, in entlegensten, von Europäerfuß kaum betretenen Gegenden den Weißen erblickt, harret auf ihn, nähert sich ihm, wie wir nur einem Tier tun würden, wenigstens einem göttlichen; und monatelang so angestaunt und bedient, reißt der Landstreicher hier als König; als dann einer der Hindu-tönige — längst nur Scheinherrn — ihm mit ganzem

Elefantenauzug entgegenkommt, ist dieser Herrscher zwischen seinen schäbig gewordenen Pfauenseiden und sonstigen Prunkstücken gleichsam der Herabgekommene neben dem Fremden — und wir fühlen hier irgendeine heimliche Genugtuung aufblühen, erblühen bis in fernste Erinnerungen an einen alten, gar nicht fremden Herrscher und an vergewaltigte Jugend —. Wir fühlen die leidenschaftliche Dankbarkeit gegen dieses Land, das um gar nichts weniger wild, warm, wunderbar sein durfte, sollten Außendrang und Innenzwang sich an seinem lebengewordenen Märchentraum beschränken. Wenn dann, im Mangaloresstädtchen, unser königlicher Landstreicher einen etwas lässigen Halbblutbeamten prachtvoll mit Ohrfeigen traktiert, drückt sich darin nicht bloß das unliebsame Gewedtwerden aus der Herrengewöhnung in Urwidnis aus: es ist auch das tiefere Erwachen aus dem indischen Traum der ihm zum erstenmal das Welt-Nutzen als das unveräußerlich seine schenkte (ein Traum, der sich erst verfinstert an den schleichenden Heimlichkeiten der Indier-Politik, deren Kobragiftmord der revolutionäre Freund Mangesche Rod erliegt). Die Eroberung der Welt ist der Indienfahrt Sinn, und so hat sie überall Raum in den paar Berichten aus ein paar entlegenen Gegenden: über Tier und Pflanze, Meer, Erde, Sturm, Wolkenbrüche und Sonnenglut, findet sie den kosmischen Umweg zurück an des Menschen Heimstätte. So unendlich entfernt also von dem, was heutzutage der Dichtung Welt-Anteilnahme und Zeitananschluß genannt wird, und dennoch nur auf ungeheuer weitgespannter Stredie sich dem Menschlichen wiederverbindend. Weshalb auch dieser Dichter wie kaum ein anderer nie und nimmer aus dem Nur-Ästhetischen zu verstehen ist: er beschenkt, scheint mir, nach Maßgabe dessen, wie man ihn nachdenklich ins eigene Erleben einzubeziehen weiß.

Zwischen dem Landstreicher Deutschlands und dem Indiens liegt ersichtlich Rückkehr, Heimat, neuer Umschlag, Auszug: bis auch Indien erst wieder Erinnerung geworden war, — angedeutet in dem Zimmerwieder-Verbrennen der dortigen Aufzeichnungen, wobei die schlaue Bemerkung Panjas fiel: ob es nicht besser wäre, die Papiere zu verbrennen, ehe man sie beschriebe? Wohin dies Einswerden von Erinnerung und Zukunft, dies Halbe und Doppelte der geheimnisvollsten Lebensökonomie, den Geist führt, bleibt ihm jedesmal ungewiß; es ergeht ihm mit seinem Größten wie jener Fliege im Kleinsten, von der („Indienfahrt“) mit tiefinnigem Humor geschildert wird, wie sie, infolge Verlustes des einen ihrer Flügel, der Gewalt über die Flugrichtung sich begab; anfänglich stets „etwas verdukt“, ergibt sie sich „dann ihrem merkwürdigen Schicksal, immer anderswo landen zu müssen, als sie gewollt hatte. Mit einem etwas bekümmerten, aber keineswegs gereizten Ausdruck orientierte sie sich —“. Ich rede hier von einer Fliege, und habe noch ganz Indien vor, — nur leider den Raum, meinen Raum, gänzlich hinter mir, woran ich mich allerdings schuldlos fühle, schuld wird wohl Bonsels allein dran sein. Jetzt irrt der Blick nur noch

schnell, bedrängt, — faßt er noch was? Das Letzte, was sich meinen Augen, die sich nicht losreißen mögen, einbrennt, ist ein Hindu-kind, nein, eine Hindumutter: eine Dreizehnjährige, die vor wenigen Tagen Mutter ward; da steht sie nun vor des weißen Mannes „heimlichem Schauer“. Und ich denke seines andern Schauers, im Mondenlicht der Dachkammer („Das erste Abendmahl“, „Menschenwege“), wo ein kindliches Mädchen, willenlos getrieben, zu ihm hinaufstieg: von ihm gehütet und geehrt, weil er die ganze Weite der Bedeutsamkeit um das Erleben gelegt sieht, als „der Sohn, der Mann, der Gott“ weiblichen Lebenssinnes. Wohl wird er einst „als Wein in einen bleichen Becher fließen“, ihn schließend zum Kelch der Liebe, aber der mütterliche Liebesboden, dem er selbst entsprossen ist, hält ihn zugleich schmerzhaft gebannt an den Wurzeln, als tauche im Mutterleid sein eigenes Gegenbild aus aller Lust Untergrund auf; gespiegelt wie in einem „bitteren Becher“ dunklen Weins „sah ich dein Angesicht. Und langsam ward es meins“. (Widmung zum „Don Juan“.)

Und wenn er nochmals auszieht und nochmals in heißen wie kalten Ländern, heißem wie erhaltendem Erleben des Herzens, seine ältesten Erfahrungen stets neu überträgt, — wird der immer weiteren Welt Eroberung abhängen von der immer tieferen Einskehr in diese schimmernde Erinnerung, von ihrem Gestaltempfangen am Nutzen, ihrem Geborenwerden aus Innerstem. Auf jedem Wege, der zielwärts führt, — oder ständiges Ziel ist im Unterwegs, — wird er immer wiedersehen, was nach der „Sommernacht“ (Menschenwege) ihm begegnet: „Unter einem schrägen Holzdach stand die himmlische Frau und schaute mit einem Lächeln voll Wehmut und Glüd auf das Kind in ihren Armen nieder. Sie hielt es, leicht erhoben, an ihre Brust gedrückt, allein im weiten Umkreis zwischen Tau und Morgenlicht und Korn. Mein Fuß stotzte bei diesem Anblick, ich sah zu ihr auf, aber nur mit einem kurzen, schnellen Blick, denn ihre Schönheit wurde in mir so mächtig, daß ich im Weiterschreiten den Stod schwingen und den Boden stampfen mußte.“

Und die Gottesmutter schaut ihm nach.

Der andere Mark Twain

Von D. E. Lessing (Urbana Ill.)

Bin ich ehrlich? Ich gebe dir mein Ehrenwort (unter uns), ich bin es nicht. Seit sieben Jahren halte ich ein Buch zurück, dessen Veröffentlichung mein Gewissen fordert.“ So schrieb Mark Twain im Jahre 1905 an seinen vertrautesten Freund, Pastor Twitshell in Hartford; und sechs Jahre vorher über dasselbe Buch an seinen literarischen Mentor William Dean Howells: „Seit mehreren Jahren beabsichtige ich, damit aufzuhören, fürs Publikum zu schreiben, sobald ich's mir leisten

könnte... Was ich gewollt habe, ist die Gelegenheit, ein Buch ohne Rückhalte zu schreiben — ein Buch, das auf keines Menschen Gefühle, Vorurteile, Meinungen, Glauben, Hoffnungen, Einbildungen, Enttäuschungen, Rücksicht nehmen sollte; ein Buch, das sagen würde, was ich zu sagen habe, aus meinem innersten Herzen heraus, in der einfachsten Sprache und ohne Schranken irgendwelcher Art. Ich dachte, das werde ein unglaublicher Luxus, der Himmel auf Erden sein. Es ist jetzt unterwegs und ist ein Luxus! eine Schwelgerei im Geist... Ich glaube, ich kann damit sagen, was ich vom Menschen halte, und wie er beschaffen ist, und was für ein schäbiges, ärmliches, lächerliches Ding er ist, und wie er sich in der Wertung seines Charakters, seiner Kräfte und Eigenschaften und seiner Stellung unter den Tieren täuscht.“

Das Buch heißt „The Mysterious Stranger“ („Der geheimnisvolle Fremde“), wurde ungefähr 1897 begonnen, aber erst 1916, also sechs Jahre nach des Verfassers Tod aus dem Nachlaß herausgegeben. Wie um den wahren Sinn des Inhalts zu verbergen und das Publikum, das von seinem geliebten Mark Twain ja immer nur etwas ungeheuer Lustiges erwartete, anzuloden, kleideten die Verleger, Harper Brothers, das Werk in das farbenprächtige Gewand eines Bilderbuchs für die reifere Jugend. Gleich auf dem Dedelbild erscheint ein richtiger Zauberer in Spitzhut und Sternenmantel; vor dem Titelblatt ein mittelalterliches Schloß, Schneelandschaft, Knaben, die sich mit Bogen- und Armbrustschießen unterhalten; darunter als Zitat aus dem Text: „Eldorf war ein Paradies für uns Jüngens“. Auch der Anfang der Geschichte klang zunächst, bis man genauer zuhörte, ganz harmlos: „Es war im Jahre 1590 — Winter. Österreich lag fern abseits von der Welt, im Schlaf; es war noch das Mittelalter in Österreich und schien es immer bleiben zu wollen. Manche richteten es sogar Jahrhunderte und Jahrhunderte weit zurück und sagten, es sei der Verstandes- und Geistesuhr nach immer noch das Zeitalter des Glaubens in Österreich. Aber das meinten sie als Lob, nicht als Beleidigung, und so wurde es auch aufgefaßt, und wir waren stolz darauf... Ja, Österreich war weit weg von der Welt, im Schlaf, und unser Dorf war mitten drin in diesem Schlaf, da es mitten drin in Österreich lag. Es träumte friedlich dahin in der tiefen Stille einer hügeligen und waldigen Einsamkeit, wo von der Welt draußen kaum jemals eine Kunde eindrang, die es in seinen Träumen hätte stören können, und war unendlich zufrieden.“

Trotzdem wird der Traum gestört. Zu den spielenden Knaben gesellt sich der geheimnisvolle Fremde, ein schöner junger Mann, der sich Satan nennt und einige der Dorfknaben allmählich über die Nichtigkeit des Daseins, das mit mechanischer Notwendigkeit abläuft, aufklärt. Ein guter alter Mann findet eine Summe Geld; der böse Zauberer klagt ihn des Diebstahls an und wird entlarvt. Ein Liebespaar wird dadurch glücklich vereint. Zwei unschuldige Kinder